

Daniel O'Malley

CODENAME BLADE

Autor

Daniel O'Malley absolvierte die Michigan State University und erwarb an der Ohio State University einen Master-Abschluss in mittelalterlicher Geschichte. Dann kehrte er in seine Heimat Australien zurück. Er arbeitet jetzt für das Australian Transport Safety Bureau und verfasst Pressemitteilungen für Regierungsuntersuchungen von Flugzeugabstürzen und außer Kontrolle geratenen Booten.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Daniel O'Malley

C O D E N A M E

B L A D E

Roman

Deutsch von Wolfgang Thon

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Stiletto« bei Little, Brown & Co., New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu
eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der
Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Daniel O'Malley
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Angela Kuepper

Umschlaggestaltung und -illustration: © Max Meinzold, München,
unter Verwendung eines Motivs von craig.reilly@mac.com/photocase.de

HK · Herstellung: sam

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6192-6

www.blanvalet.de

*Für Mollie Glick
und
für Asya Muchnick
in immenser Dankbarkeit*

Hättest du sie vom Anbeginn ihrer Intelligenz her mit aller Energie und Macht gelehrt, dass es so etwas wie Tageslicht gibt und dass dies zu ihrem ärgsten Feind wurde und sie sich stets dagegen wenden müsste, denn es hätte dich vernichtet und würde auch sie vernichten – wenn du dies getan hättest und sie dann aus irgendeinem Grund aufgefordert hättest, sich dem Tageslicht gegenüber natürlich zu verhalten, und sie das dann nicht vermocht hätte – wärest du dann tatsächlich enttäuscht und verärgert gewesen?

Charles Dickens, *Große Erwartungen*

Optometrie ist die Disziplin der Vision. Welche Grenzen sie haben wird, hängt davon ab, was der Begriff Vision für den Berufsstand bedeutet.

M. Skeffington, Mai 1974

An Felicity Jane Clements, Pawn der Checquy-Group und Mündel der Regierung Ihrer Majestät:

Sie werden hiermit aufgrund der Autorität des Lords und der Lady der Checquy gemäß Ihren Pflichten und Ihrem Treueschwur aufgefordert, im Geheimen, zum Schutz und zur Sicherheit des Monarchen, des Volkes und der Britischen Inseln zu dienen.

Am heutigen Tag sollen Sie sich unverzüglich in den Londoner Bezirk Northam begeben, zu dem befohlenen Ort.

Dort werden Sie die Ihnen gegebenen Fähigkeiten gemäß der Ihnen befohlenen Aufgabe anwenden.

Um zu sichern, dass Sie weiterhin unbekannt bleiben und niemand Ihrer Präsenz gewahr wird, wird man Sie mit Kleidung ausstatten, mit der Sie sich unauffällig unter die Bevölkerung mischen können.

Um Zivilisten davon abzuhalten, sich Ihnen zu nähern, wird man Sie mit Urin besprühen.

*Bringen Sie Milch und Schokoladenkekse mit.
Odgers*

1

Die Frau hockte in einer Gasse mit dem Rücken an der Wand und drückte die Hände etwas ungelenk an die Steine hinter sich.

Sie bot nicht gerade einen appetitlichen Anblick. Eine Strähne ihres ungewaschenen blonden Haars hing ihr in das schmutzige Gesicht. Die Augen waren zu Schlitzeln verengt, nur das Weiß ihrer Augäpfel blitzte im Augenwinkel auf. Ein Speichelfaden hing aus ihrem Mund. Abgesehen von ihrem rasselnden Atem, war sie vollkommen regungslos. Sie trug etliche Schichten verdreckter Kleidung und Turnschuhe, deren Netzstoff an den Seiten fast vollkommen zer-schlissen war und deren Sohlen sich bereits abschälten, als wollten sie entkommen.

Außerdem roch sie nicht sehr appetitlich. Eine Wolke stechenden Gestanks umhüllte sie, die darauf schließen ließ, dass sie bereits längere Zeit keinen Zugang zu einem Waschraum gehabt hatte. Oder zu einem Waschcenter. Oder zu einer Toilette. Unter dem Schmutz war sie eigentlich ganz hübsch, aber um das zu entdecken, hätte man sich etliche Minuten lang mit einem feuchten Schwamm und möglicherweise sogar mit einem Spachtel an ihr zu schaffen machen müssen. Jedenfalls passte sie in diesem Aufzug perfekt in ihre Umgebung.

Es war eine sehr schmale Gasse, mehr eine zufällige Lücke zwischen zwei Häuserreihen. Gebrauchte Spritzen, Fäkalien undefinierbarer Herkunft, unschicklich entsorgte

Verhütungsmittel und allgemeiner Hausmüll waren die primären topografischen Merkmale.

Es begann zu regnen, und nach einigen Minuten war die Frau vollkommen durchnässt, aber sie rührte sich trotzdem nicht.

Eine Ratte huschte durch den Müll, wahrscheinlich unterwegs in eine bessere Gegend.

Schließlich nahm die Frau die Hände von der Mauer hinter ihr und öffnete die Augen weit. Sie holte tief Luft, was an einem weniger ekelhaften Ort zweifellos erfrischend gewesen wäre. Dann leckte sie sich die Lippen, spürte den Speichelfaden, der mittlerweile an ihrem Kinn hing, und wollte sich gerade mit dem Ärmel das Gesicht abwischen, als sie bemerkte, wie widerlich dieser Ärmel war. Sie seufzte und schlang dann, immer noch hockend, steif die Arme um ihren Körper. Als sie hörte, wie jemand durch die Gasse kam, hob sie den Kopf.

Dieser Jemand war ein großer rothaariger Mann mit bläulicher Haut und Sommersprossen, die eine Art Landkarte auf sein Gesicht zeichneten. Hinter ihm folgte ein anderer Mann, der fast genauso aussah. Allerdings war er größer und hatte den Kopf rasiert, sodass nur noch eine Korona aus orangefarbenem Flaum zu sehen war. Die Kleidung der beiden passte durchaus in diese Gasse.

»Oh, hallo«, sagte der erste Mann. Die Frau warf ihm einen kurzen Blick zu und grunzte. »Sieh dir das an, Petey«, meinte er zu seinem Partner. »Wir haben doch nach einer Beschäftigung gesucht, und schon haben wir eine gefunden.«

»Was?«, fragte sie.

»Halt's Maul«, befahl der Mann beiläufig und schlug ihr nebenbei ins Gesicht. Ihr Kopf krachte gegen die Mauer, und sie fiel auf den Hintern.

»Scheiße, was ...?«, entfuhr es ihr, und sie presste eine Hand auf ihren Knöchel.

»Ich habe dir doch gesagt, dass du das Maul halten sollst.« Der Mann klang immer noch völlig unaufgeregt. »Ich und mein Kumpel werden jetzt gleich ein bisschen Spaß mit dir haben, und du wirst uns keinen Ärger machen, es sei denn, du willst noch mal was in die Fresse.«

»Und das ist nur der Anfang«, versprach ihr der andere Mann, Petey.

Doch statt angesichts des gewalttätigen Angriffs verängstigt zu sein, wirkte die Frau unbeeindruckt, fast ungläubig.

»Ist das dein Ernst?« Den Akzent, in dem sie sprach, hätte man in dieser Umgebung nicht erwartet. Er klang nach kostspieliger Erziehung. »Ihr wollt das wirklich tun? Mit jemandem wie mir?« Sie sah erst an sich herunter und ließ den Blick dann über den Müll in der Gasse gleiten. »Hier?« Die Männer antworteten nicht, aber ganz offensichtlich war eine blonde Frau für die beiden eine blonde Frau, selbst wenn sie stank wie Aas, das man in der Sonne hatte liegen lassen. Der erste Mann, der sie geschlagen hatte, griff nach seiner Gürtelschnalle. »Du machst einen Riesenfehler«, erklärte sie ihm.

Dann packte sie den Knöchel des Mannes. Er grinste immer noch, als sie ihn am Schienbein zu sich riss und ihm dann rasend schnell Tritte in die Eier, den Bauch und gegen die Brust versetzte. Er taumelte rücklings in die Arme seines verblüfften Kumpan, und die Frau richtete sich auf. Noch vor wenigen Augenblicken war ihre Haltung kauern und defensiv gewesen, jetzt aber hatte sie eine klassische Boxerposition eingenommen.

»Miststück, du willst uns wohl verarsch ...!«, begann Petey, wurde jedoch barsch unterbrochen, als die Frau vortrat und mit einer schnurgeraden Rechten Petey's Kumpan

die Nase brach. Dessen Geheul verstummte schlagartig, als sie ihm die Faust in den Magen rammte, sodass er nach Luft schnappte. Er klang wie ein Dudelsack, in den man gerade mit einem Messer Löcher hineingeschnitten hatte. Die Knie gaben unter ihm nach, und Petey hatte Mühe, ihn auf den Beinen zu halten. Die Frau trat zwei Schritte zurück, maß die beiden Männer von Kopf bis Fuß und sprang dann vor, als eine ihrer Schuhspitzen in etwas ekelhaft Weichem landete. Da sie keinen Halt hatte, rutschte sie aus und taumelte zur Seite.

»Scheiße!« Sie prallte von einer Wand ab und krachte gegen zwei Mülltonnen, die ironischerweise leer waren. Schließlich landete sie rücklings auf dem Boden. Dann schnappte sie nach Luft, als Petey, der offenbar seinen Freund hatte fallen lassen, um sie zu erledigen, sich auf sie warf und sie auf den Boden presste.

Der Mann, den sie geschlagen hatte, schien sich ohne fremde Hilfe aufgerichtet zu haben.

»Dreckiges Miststück.« Seine Stimme war ein keuchendes Falsett, als er sich ihr näherte. »Jetzt wird die Sache blutig. Und verdammt viel schlimmer.«

»Yeah!«, pflichtete Petey ihm bei. Er lag immer noch über ihr und hielt sie mit seinem Gewicht am Boden. Das Gesicht drückte er in ihr stinkendes Haar. »Weißt du«, erklärte er, »unter all dem Haar und dem Dreck siehst du gar nicht schlecht aus. Aber das wird sich ändern, wenn Joe und ich mit dir fertig sind.« Sie wehrte sich, aber er hatte sie gut im Griff. Dann seufzte sie und hob den Blick. Joe starrte auf sie herunter, und sein Gesichtsausdruck verhieß Schreckliches.

»Ich habe das wirklich nicht gewollt«, bemerkte sie. »Pawn Cheng?« Die beiden Männer sahen sich verwirrt an.

»Ich ... ich habe deinen Porno gleich hier, Schlampe.« Joe griff sich an den Schritt.

»Mit dir rede ich nicht«, sagte sie kalt.

Dann schlug Joe die Hände an den Kopf und schien sich nach hinten zu werfen. Während Petey und die Frau fasziniert zusahen, stürzte er zu Boden und gab den Blick auf eine kleine Asiatin frei. Sie war in ein schwarzes Yoga-Outfit gekleidet und trug einen ziemlich grimmigen Gesichtsausdruck zur Schau. Ihre Füße steckten unpassenderweise in schweren Stiefeln, die eher zu einem Bauarbeiter gepasst hätten oder zu jemandem, der vorzugsweise Verbrechen aus Hass beging. Wie es aussah, hatte sie einfach nur mit beiden Händen in Joes dichtes schwarzes Haar greifen und kraftvoll ziehen müssen, um ihn zu Boden zu reißen. Noch vor einer Minute war nichts von ihr zu sehen gewesen.

»Joey!«, rief Petey.

Joe sprang wieder hoch und brüllte vor Wut. Er konzentrierte sich auf seine zierliche Angreiferin. Die Gasse war so schmal, dass die Frau dem massigen Mann unmöglich ausweichen konnte. Er stürzte auf sie zu und schob eine Schulter vor, um sie zu rammen.

Es schien, als würde sich die Asiatin unter seiner Masse auflösen. Bänder und Stränge von schwarzer Materie explodierten unter seiner Schulter, verteilten sich und verblassten dann vollständig. Joe wurde von seinem Schwung weitergetragen, sodass er gegen die Wand krachte und durch die Wucht des Aufpralls ein Stück weiterschleudert wurde.

Währenddessen umklammerte Petey die Frau, die unter ihm lag, noch fester.

»Was für ein Scheiß ist das?«, flüsterte er. »Was, verdammte, geht da vor sich? Wer oder was ist das?«

»Das ist meine Kollegin«, erwiderte die Frau unter ihm liebenswürdig und setzte dann einen Griff aus dem Ringkampf ein, den man im Volksmund den »Müllwagen«

nannte. Sie lag unter ihm, schlang einen Arm um seinen Hals und den anderen um seinen Oberkörper. Dann bog sie sich hoch, rollte ihn hoch über ihren Kopf und knallte seinen Hintern auf den Boden, bevor sie aufsprang.

Joe war in der Zwischenzeit von diesem sonderbaren Vorfall mit der verdammt fitten Asiatin in der Gasse so gebannt, dass er die unangenehme Lage seines Freundes hinter ihm nicht bemerkte. Vor seinen Augen schien die Luft in der Mitte der Gasse zu kochen, und besagte Asiatin tauchte plötzlich wieder auf. Allerdings schien sie nicht im Geringssten an ihm interessiert zu sein.

»Felicity, brauchst du mich noch?« Ihr Akzent klang unverkennbar nach Birmingham.

»Nee, ich komm klar, danke«, erwiderte die Angesprochene.

Joe kochte vor Wut und Verwirrung, griff in seine Tasche und zog ein Klappmesser heraus. Er ließ es mit einem Ruck aufschnappen, hielt die Hände tief und griff an. Aber die zierliche Frau verschwand sichtlich unbeeindruckt. Er drehte sich um und sah, wie Petey sich unter Schmerzen aufrichtete. Das blonde Miststück band sich gerade das Haar zu einem Pferdeschwanz. Sie warf ihm einen Blick zu, der unmissverständlich sagte, dass er sich selbst in diese Lage gebracht hatte und niemandem sonst die Schuld dafür geben konnte.

»Du ... du ...« Ihm fehlten die Worte. So hatten sie sich die Sache ganz und gar nicht vorgestellt.

»Hey, ich bin hier.« Ihre vollkommen unbesorgte Stimme riss ihn aus seiner Starre. Er drängte sich an Petey vorbei und stürzte sich mit dem Messer in der Faust auf sie. Sie bog sich zur Seite, drehte sich um, trat zurück, vor seine Brust, und packte seinen Messerarm. Noch bevor er einen Gedanken fassen konnte, hatte sie ihn über die Schulter ge-

worfen. Er landete auf dem Boden, das Messer flog klappernd auf die Steine, und er schien keine Kraft mehr zu haben, um aufzustehen.

Petey näherte sich ihr etwas vorsichtiger, aber als er auf sie zuging, bewegte sie sich plötzlich rasend schnell. Sie trat mit mechanischer Präzision zu, und ihr Fuß landete an der Seite seines Knies. Unter der Wucht, der Entschlossenheit und Gnadenlosigkeit ihres Tritts gab sein Bein einfach nach. Er fiel in den Schlamm und den Müll, brüllte und umklammerte sein Bein. Sie stieg vorsichtig über den Abfall hinweg und versetzte ihm einen perfekt gezielten Tritt gegen den Kiefer. Er landete mit dem Gesicht nach unten und bewusstlos in den Resten einer Pizza, die jemand aus guten Gründen nicht mehr gewollt hatte. Jetzt war es wieder still in der Gasse, sodass man lediglich hörte, wie Pawn Cheng sich wieder aus der Luft materialisierte.

»Das war doch mal nett«, erklärte sie. »Alles klar bei dir?«

»Ja, mir geht's gut«, erwiderte Felicity gereizt. Sie klopfte sich imaginären Staub von ihrer Kleidung, was allerdings keine sichtbaren Auswirkungen auf ihr Erscheinungsbild hatte.

»Ehrlich, ich kann einfach nicht glauben, dass du meine Hilfe bei diesen beiden Prols gebraucht hast.«

»Jetzt halt mal die Luft an, Andrea«, sagte Felicity. »Ich habe gerade mehr als drei Stunden damit verbracht, an einer Wand zu hocken.« Sie warf einen Blick auf die beiden Männer am Boden. Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte es ihr immense Genugtuung bereitet, ihnen alle Knochen im Leib zu brechen oder ihnen zumindest einige gezielte Tritte zu verpassen. Aber es bestand die Gefahr, unerwünschte Aufmerksamkeit zu erregen, vor allem seitens des Hauses, das sie gerade beobachtete.

Andererseits ...

»Was zum Teufel machst du da?«, wollte Andrea Cheng wissen. »Raubst du sie etwa aus?«

»Ich will das Zeug nicht behalten«, erwiderte Felicity beschwichtigend. »Aber ich glaube, dass es eine wertvolle Lektion für sie ist, wenn sie ihre Handys und ihre Brieftaschen verlieren. Einfach, damit sie – du weißt schon – die Obdachlosen in Zukunft respektieren.«

»Du meinst also nicht, dass sie das schon dadurch gelernt haben, dass ihnen eine obdachlose Frau die Scheiße aus dem Leib geprügelt hat?«, wollte Andrea wissen. »Ganz zu schweigen von einer Braut, die sich in Luft auflösen kann?«

»Weißt du, was diese Lektion besonders wirkungsvoll machen würde?«, fragte Felicity nach einem Moment. »Wir könnten ihnen die Schuhe abnehmen.«

Die zierliche Asiatin schüttelte missbilligend den Kopf, zuckte dann jedoch mit den Schultern. »Na gut, einverstanden.«

Felicity sumnte fröhlich, als sie zwei Minuten später aus der Gasse schlenderte.

Gott, wie ich diesen Job liebe!

2

»**Aufwachen und raus aus der Wanne!** Wenn du zu spät zu dieser Cocktailparty kommst, verfrachten uns die Briten auf den Parkplatz und richten uns mit einem Genickschuss hin. Außerdem müssen wir den Schleim aus der Wanne kriegen, bevor eines der Zimmermädchen kommt, um aufzuräumen!«

Die Stimme drang durch Odette Lelifelds wasserdichte Kopfhörer in ihr schlafendes Hirn. Mit einem Ruck wachte sie auf und öffnete die Augen. Das gedämpfte Licht am Boden der Badewanne schimmerte lavendelfarben. Der Gedanke, sich einfach wieder in die Wärme zu schmiegen und die angenehme therapeutische Stasis fortzusetzen, war wirklich sehr verführerisch. Aber dann hörte sie erneut Alessios Stimme in ihren Ohren. »Der Zimmerservice ist in etwa sieben Minuten hier, also beeil dich.«

Odette verzog das Gesicht und beschleunigte ihren Herzschlag von dem entspannten »Ein-Schlag-alle-drei-Stunden«-Takt. Dann tauchte sie aus der Tiefe der lächerlich großen Badewanne auf. Die Architekten, die das Badezimmer entworfen hatten, waren offenbar der Meinung gewesen, Hotelgäste würden entweder in großen Gruppen baden oder aber mit besonders exotischen Haustieren reisen. In dieser Wanne war jedenfalls genug Platz für eine Gruppe von sechs guten Freunden oder sieben extrem guten Freunden oder aber fünfzehn besonders edlen Quallen. Doch statt einer Bijou-Orgie oder irgendeiner reinblütigen *Olindias*

formosa enthielt sie zurzeit nur Odette und etwa eintausendvierhundert Liter eines dicken, zähen Schleims.

Sie tauchte auf, was nicht ganz so einfach war, weil der Schleim sie gewissermaßen festhalten wollte, und setzte sich hin. Dann holte sie zum ersten Mal seit fünf Stunden Luft.

»Ich hasse es, in einem Badeanzug zu schlafen«, erklärte sie der Welt im Allgemeinen und Alessio im Besonderen und wischte sich den Schleim aus den Augen.

»Wenn ich dich wecken soll«, erwiderte ihr jüngerer Bruder, »schläfst du auf keinen Fall nackt in der Wanne.« Sie spürte, wie er ihr die Kopfhörer herunterzog, als er an ihr vorbeihuschte. Wahrscheinlich sammelte er ihre Kleidung ein, die immer noch auf dem Boden herumlag.

»Hast du Kaffee bestellt?«

»Ja.« Seine Stimme kiekste ein bisschen. »Aber du solltest eigentlich keine heißen Getränke und schon gar kein Koffein zu dir nehmen, bis all deine neuen Organe ausgereift sind.«

»Weißt du was? Hör auf zu klugscheißern, solange deine eigenen Stimmbänder noch nicht ausgereift sind!«, konterte sie.

»Ah, du möchtest also, dass ich den Kaffee zurückgehen lasse?«, erkundigte sich Alessio.

»Nein, nein, tut mir leid!«, versicherte Odette ihm hastig.

»Tritt noch nicht auf den Boden!«, instruierte er sie. »Sonst verteilst du das Zeug überall. Hier ist der Striegel.« Er reichte ihr einen bogenförmigen Abzieher aus Gummi und eilte dann hastig in den Salon. Sie lächelte ihrem dreizehnjährigen Bruder nach, als er die Tür hinter sich schloss. Dann stand sie auf und sah sich um.

»Sollte zufällig irgendein britischer Regierungsbeamter

mich beobachten«, sagte sie laut, »dann verkünde ich hiermit, dass es mir egal ist, ob ihr mich nackt seht. Aber es wäre ziemlich pervers von euch.«

Niemand antwortete.

»Na gut, also dann«, sagte sie zu sich selbst. Sie zog den Badeanzug aus und fing an, den Schleim von ihrem Körper zu schaben und ihn zurück in die Wanne zu streifen.

Nachdem sie sich nahezu schleimfrei in die Duschkabine begeben hatte, untersuchte Odette vorsichtig ihre Beine, ihre Gliedmaßen und ihren Oberkörper. *Sieht ganz gut aus*, dachte sie. Die Narben auf ihren Armen waren nur noch schwache Linien, und nach ein paar weiteren Nächten in einer Wanne mit Schleim würden sie vollkommen verschwinden. Die Y-förmige Narbe, die von ihrer Brust bis unter ihren Nabel reichte, heilte etwas langsamer und juckte noch ein bisschen. Aber sie zwang sich dazu, nicht daran herumzukratzen. Sie streckte einen Arm aus, bog die Hand zurück und krümmte sie. Ein knöcherner Dorn etwa von der Größe ihres Zeigefingers glitt auf der Unterseite ihres Handgelenks heraus. *Okay, gut*. Sie spannte weitere Muskeln an, und ein Tropfen einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit tauchte am Ende des Dorns auf. *Auch gut*.

Dann drehte sie das Wasser auf und machte sich an die mühsame Arbeit, sich den Schleim aus dem Haar zu waschen.

»Also, was hältst du bisher von diesem Laden?«, fragte sie Alessio, als sie ihren Kaffee schlürfte und eine ihrer Pillen schluckte.

»Was soll ich davon halten?« Er hob nicht einmal den Blick von seinem Tablet-PC.

»Na ja, die Aussicht ist ganz nett«, sagte sie und warf noch zwei Pillen ein.

»Es ist eine sehr graue, wolkige Aussicht«, erwiderte Alessio.

»Wir sind direkt gegenüber vom Hyde Park, und ich habe gerade einen dieser roten Doppeldeckerbusse vorbeifahren sehen. Ich denke, dass wir trotz der Verhandlungen auch ein bisschen Freizeit haben werden. Wie wäre es mit ein bisschen Sightseeing? Die Tate Gallery. Trafalgar Square. Harrods. Und wir könnten den Buckingham-Palast besichtigen.« Ihr Bruder bedachte sie von seinem Computer aus mit einem skeptischen Blick. »Ich will damit nicht sagen, dass ich einen Prinzen treffen möchte oder so etwas, aber es ist bestimmt cool, sich den Wachwechsel anzusehen.« Er zuckte mit den Schultern. »Und das Hotel ist ziemlich luxuriös.«

»Jedes Zimmer in diesem Stockwerk ist höchstwahrscheinlich verwandt«, gab Alessio grimmig zurück. Eine Furche bildete sich zwischen seinen Augenbrauen. »Und alle Leute, denen wir begegnen, gehören vermutlich zur Checquy-Group. Diese Frau, die eben das Frühstück gebracht hat, sah aus, als rechnete sie damit, nicht nur den Mülleimer leeren, sondern auch irgendwelche Eingeweide vom Boden klauben zu müssen.«

»Wahrscheinlich war sie nur entsetzt, dass eine dreiundzwanzigjährige Frau sich eine Suite mit ihrem dreizehnjährigen Bruder teilen muss«, versetzte Odette und nahm zwei weitere Pillen.

»Darüber bin ich ebenfalls entsetzt«, verkündete ihr Bruder. Odette schnaubte leise, als sie ihn nachdenklich betrachtete. Sie hatten beide das gleiche schmale Gesicht und das gleiche dunkelbraune Haar. Aber Alessios war vollkommen glatt, während ihr Haar dazu neigte, sich zu kringeln, es sei denn, sie konzentrierte sich darauf. Glücklicherweise war sie noch deutlich größer als er, aber die Angehörigen ihrer Familie hatten gegen Ende ihres Teenageralters oft einen

Wachstumsschub. Sie zweifelte nicht daran, dass er irgendwann seine Drinks auf ihrem Kopf abstellen konnte.

Im Augenblick jedoch wirkte er sehr verletztlich. Sein Gesicht wies noch Spuren von Babyspeck auf, und in seinem Anzug mit der sorgfältig gebundenen Krawatte erinnerte er sie an einen Jungen, der zu einer Beerdigung ging und gezwungen war, sich viel zu früh mit den Problemen von Erwachsenen auseinanderzusetzen.

»Das alles tut mir wirklich leid«, sagte sie. Jetzt blickte er hoch. »Du solltest nicht als diplomatischer Repräsentant agieren müssen, sondern ...« Sie verstummte.

»Was?«, fragte er. »Sollte ich lieber zu Hause in Roeselare bei meinen Tutoren hocken und wie ein ganz gewöhnlicher Teenager an meinen chirurgischen Fähigkeiten arbeiten?« Er verdrehte die Augen. »Grootvader Ernst wollte, dass ich mitkomme. Er wollte, dass wir beide hierherreisen, und meinte, es wäre hilfreich.«

»Das schon, aber nur ich werde an diesen Verhandlungen teilnehmen, wenn auch in einer nicht genau spezifizierten Funktion«, sagte Odette und machte eine kleine Pause, um vier weitere Tabletten zu schlucken. »Und du? Du sollst harmlos herumstehen und ihnen zeigen, dass wir nicht alle Monster sind, die so stark modifiziert wurden, dass wir nichts Menschliches mehr an uns haben.«

»Aber nur, weil ich noch keine fünfzehn bin«, gab ihr Bruder zurück. »Du hast wenigstens schon ein paar Waffen in deinem Körper.«

»Aber bei Weitem nicht genug«, erklärte Odette finster. Sie stopfte sich drei weitere Pillen in den Mund und spülte sie mit dem letzten Schluck Kaffee hinunter. »Also, wie viel Zeit habe ich noch bis zu dem Treffen, bei dem wir die Strategie für die Cocktailparty festlegen wollen?«

»Eine halbe Stunde«, antwortete ihr Bruder.

»Nun gut. Ich setze mir meine Injektionen und mache mich fertig.«

Im Badezimmer betrachtete Odette sich prüfend im Spiegel. *Ich muss geschäftsmäßig aussehen, professionell und vollkommen normal*, sagte sie sich. *Weder besonders attraktiv noch ungewöhnlich. Und auf keinen Fall bedrohlich.* Sie konzentrierte sich, und ihre Lippen wurden etwas roter. *Gut. Nicht zu rot und nicht zu dunkel.* Ihre Augenlider dunkelten ebenfalls etwas nach, und sie erweiterte ihre Pupillen ein wenig. Angesichts der aufflammenden Helligkeit zuckte sie zusammen.

»Trägst du den Belladonna-Look?« Alessio kam ins Badezimmer, um sich die Zähne zu putzen.

»Wir sollen einen guten Eindruck machen, und die Menschen werden von erweiterten Pupillen angezogen«, rechtfertigte sich Odette. Aber sie zog sie wieder ein kleines bisschen zusammen. »Du hast Glück, dass du diese Sache heute Abend nicht durchstehen musst.«

Sie beobachtete im Spiegel, wie Alessio sorgfältig seinen Hemdärmel aufrollte, den Arm in die mit Schleim gefüllte Badewanne steckte und heruntastete. Schließlich fand er den Stöpsel und zog ihn heraus. Ein kleiner Strudel erschien auf der Oberfläche, aber der Schleim schien es nicht übermäßig eilig zu haben, im Abfluss zu verschwinden. Sie starrten beide grimmig auf die zähe Flüssigkeit.

Fast tausendvierhundert Liter sonderbaren Schleims dürften wahrscheinlich keinen allzu guten Eindruck hinterlassen, sagte sich Odette. *Selbst wenn er nach Nektarinen oder Jasmin duftet.*

»Lass etwas heißes Wasser einlaufen«, schlug sie vor. »Und das Shampoo aus der Dusche löst das Zeug ein bisschen schneller auf.«

»Vielleicht sollte ich einfach versuchen, es im Klo runterspülen«, schlug Alessio vor. »Ich könnte den Mülleimer als Schöpfkelle benutzen.«

Odette konnte sich lebhaft vorstellen, wie als Ergebnis dieser Aktion irgendetwas Schreckliches mit der Toilette passierte. Eine Badewanne des Bösen kam ihr weniger unheimlich vor als eine Kloschüssel des Bösen. Bei einer Kloschüssel würden die Leute womöglich denken, dass dieses Böse aus *ihr* herausgekommen wäre.

»Lieber nicht«, sagte sie hastig. »Ich glaube, wir sollten es einfach so lassen. Und da du ohnehin davon ausgehst, dass die Zimmermädchen für die Checquy arbeiten, werden sie beim Anblick einer langsam auslaufenden Badewanne voller biochemischer Brühe nicht einmal mit der Wimper zucken.«

»Ich bin mir nicht sicher, dass sie für die Checquy arbeiten«, erwiderte ihr Bruder. Wieder erschien die kleine Falte zwischen seinen Augen. »Und außerdem könntest du mir bei der Entsorgung helfen.«

»Das, was ich gerade mache, erfordert höchste Aufmerksamkeit«, gab Odette zurück. Sie spitzte konzentriert die Lippen und beobachtete zufrieden, wie sich ihre Wangenknochen unter der Haut bewegten. Sie rutschten ein Stück weit hoch und traten leicht hervor.

3

Fünf Stunden vor ihrem kleinen Tänzchen mit Joe und Petey hatte Felicity noch in einem Büro im Hammerstrom Building gegessen, in einem Kostüm und keineswegs von Kopf bis Fuß verdreckt. Das Hammerstrom Building war eines der langweiligsten Gebäude in der ganzen City von London – es sah aus, als wären die Architekten depressive Puritaner gewesen. Dabei war es in Wirklichkeit eine Einrichtung der Checquy-Group, einer Geheimabteilung der Regierung, in der übernatürlich Begabte beschäftigt wurden, um die Bevölkerung vor anderen übernatürlich Begabten zu schützen.

Das Hammerstrom Building war das Hauptquartier aller Inlandsoperationen der Checquy, die von zwei Führungskräften geleitet wurden, den sogenannten Rooks. Dementsprechend wurde das Hauptquartier auch liebevoll Rookery genannt. Dort bereiteten die Strategen der Regierung ihre Operationen vor, mit denen sie sich aller auf den Britischen Inseln geborenen Kinder bemächtigten, die über unerklärliche Fähigkeiten verfügten. Es war auch der Ort, an dem das weitere Leben dieser Kinder geplant wurde, einschließlich ihrer rigorosen Erziehung auf dem entlegenen und schwer bewachten Anwesen, wie das Internat schlicht genannt wurde. Von dort wurden die übernatürlich begabten Agenten, die Pawns, sobald sie erwachsen waren, ihren Posten im ganzen Land zugeteilt.

Im Hammerstrom Building wurden Geheiminformatio-

nen aus tausend verschiedenen Quellen gebündelt. Es war die Festung, aus der Elitesoldaten ausrückten, um gegen das Unnatürliche zu kämpfen. Und es war auch der Ort, an dem Felicity früh an diesem Morgen erschienen war, um ihren Papierkram auf den aktuellen Stand zu bringen. Sie hatte einen dünnen Kaffee getrunken und darauf gewartet, dass ihr Computer hochfuhr, als ein Bürobote herangeschlurft war und ihr einen Umschlag mit ihrem Auftrag überreicht hatte. Der letzte Teil der offiziellen Botschaft – die Warnung wegen des Urins – hatte Felicity zwar irritiert, aber schließlich hatte sie mit den Schultern gezuckt. Der Dienst in der Checquy bestand aus allen möglichen unorthodoxen Pflichten. Und wenn man Mitglied eines urbanen Einsatzteams war, gestalteten sich diese Pflichten gewöhnlich höchst unorthodox.

Und wenn du weiter die Karriereleiter hochklettern willst, sagte sie sich, dann beschwere dich niemals. Sondern zeig einfach, dass du bereit für und scharf auf jede Herausforderung bist.

Der Ort, an den sie geschickt worden war, war ein Haus, wie sich herausgestellt hatte. Es war kein besonders schönes Haus, weil es sowohl verlassen als auch höchst auffällig war. Aber dadurch passte es sich perfekt der Umgebung an. Es lag in Northam, dem am wenigsten angenehmen Bezirk im Ballungsgebiet des Großraums London. Northam war für die Pläne selbst des optimistischsten Gentrifikators zu weit vom Stadtzentrum und jedem öffentlichen Transportmittel entfernt. Zugleich war die Entfernung vom äußersten Rand der Metropole zu gering, als dass die Leute sich hätten einreden können, dass sie das Leben auf dem Land genossen. Evelyn Waugh hatte diesen Ort einst als das »Perineum des Empires« beschrieben.

Felicity hatte die Chefin ihres Teams, Pawn Millicent Odgers, in der Küche im hinteren Teil des Hauses gefunden,

wo sie den Inhalt einiger Plastikdosen durchsuchte. Odgers war eine korpulente Frau Mitte sechzig und hatte einen starken Glasgower Akzent. Von den Schultern aufwärts sah sie mit ihrem zu einem festen Dutt hochgesteckten grauen Haar und der Brille an der Kette um ihren Hals aus wie eine Bibliothekarin vom Lande. Der Rest ihres Körpers jedoch wurde von einem beeindruckenden Overall aus einem dichten schwarzen Material bedeckt, der aussah, als wäre er mehrere Nummern zu groß für sie. Und sie trug Stiefel, mit denen sie ebenso leicht eine Tür wie einen Brustkorb hätte eintreten können.

»Guten Morgen, Chief.«

»Morgen, Clements. Haben Sie die Kekse und die Milch mitgebracht?«

»Jawohl, Ma'am.« Felicity hob ihren Einkaufsbeutel hoch.

»Gut. Buchanan sorgt für die Thermoskannen mit Kaffee und Tee.«

»Wo ist der Rest des Teams?«

»Sie dürften bald eintrudeln. Das plötzliche Auftauchen einer Horde gepflegt wirkender Menschen wird in dieser Gegend Aufmerksamkeit erregen. Ich hoffe, dass sie alle genauso klug waren wie Sie und sich ein bisschen verkleidet haben.« Felicity hatte die Gepflogenheiten dieser Gegend registriert und vorsichtshalber Kostüm gegen Jeans und eine ziemlich schmutzige Fleecejacke eingetauscht. »Sind Sie bis dahin einsatzbereit?«

»Immer, Ma'am.«

»Großartig. Ich instruiere sie, sobald Sie die Kleidung in der Tasche dort angezogen haben.«

Felicity öffnete vorsichtig die Tasche. Die wohlwollende Bezeichnung für die Kleidung darin hätte »Obdachlosen-Camouflage« gelautet. Sie seufzte. Es war bei Weitem nicht die schlimmste Garderobe, die sie im Namen der Pflicht

hatte tragen müssen. Bei einer Mission war sie in einen Tarnanzug geschlüpft, der aus gut gedüngtem Giftefeu bestand. Aber diese Kleidung hier war vollkommen verschmutzt und verfilzt, und außerdem sonderte sie einen stechenden Geruch ab.

Felicity knirschte mit den Zähnen, unterdrückte ihren Würgereflex und legte die Gewänder der Verdammten an. In das Hemd waren etliche Kragen eingenäht, sodass es aussah, als würde sie mehrere Schichten alter T-Shirts und Rugbyhemden tragen. Die Jeans klebte an einigen Stellen an ihren Beinen. Sie setzte sich.

»Sitzen Sie bequem?«, erkundigte sich Odgers.

»Sind Läuse in diesen Kleidungsstücken? Weil ... Ja.«

»Dann fange ich jetzt an.« Odgers griff nach einer Akte und schob sich die Brille auf die Nase. »In den letzten drei Wochen gab es eine Reihe mysteriöser Fälle von Verschwinden in ganz London. Auf den ersten Blick scheinen diese Vorfälle nichts miteinander zu tun zu haben. Die Subjekte verschwanden an verschiedenen Tagen; sie gehören unterschiedlichen Rassen an, sind unterschiedlich alt und stammen aus unterschiedlichen sozialökonomischen Schichten. Aber die Statistiker der Checquy haben ein Muster feststellen können. Alle verschwundenen Leute haben die Blutgruppe B positiv.«

»Besteht die Möglichkeit, dass es sich um einen Zufall handelt?« Felicity musste sich zusammenreißen, um sich nicht zu kratzen.

»Daran habe ich auch schon gedacht«, gab Odgers zurück. »Aber abgesehen von derselben Blutgruppe hatten sie alle Organtransplantationen. Die meisten der Personen haben neue Herzen, einige neue Nieren, und eine von ihnen hatte eine Hauttransplantation. Bauchspeicheldrüse, Hornhautverpflanzungen, was Sie wollen. Und all diese Ope-

rationen wurden in Londoner Krankenhäusern durchgeführt.«

»Wie um alles in der Welt hat man das herausgefunden?« Felicity war beeindruckt.

»Ach, Sie kennen doch die Statistiker«, erwiderte Odgers. »Sie kämten eben sämtliche Informationen durch, derer sie habhaft werden können. Ich glaube, sie konnten den Trend nach dem elften Fall von Verschwinden identifizieren.«

»Aber wieso interessiert sich die Checquy dafür? Gibt es irgendwelche Anzeichen, dass es sich hierbei um etwas Übernatürliches handelt und nicht einfach nur ... ich weiß nicht, einen extrem spezifischen und gut informierten Serienmörder?«

»Alle vermissten Personen sind mitten in der Nacht aus ihren Häusern oder Wohnungen verschwunden«, antwortete Odgers. »In den meisten Fällen sieht es so aus, als wären sie einfach ins Bett gegangen, nach ein paar Stunden Schlaf aufgestanden und aus der Haustür spaziert. Es gab keinerlei Anzeichen von gewaltsamem Eindringen oder Gewaltanwendung. Sie sind einfach nur weggegangen.«

»Haben sie alle allein gelebt?«

»Nein. Zwei von ihnen waren Teenager, die noch zu Hause gewohnt haben, sieben der Opfer waren verheiratet oder lebten mit einem Partner zusammen. Keinem der Eltern oder Partner ist irgendetwas Merkwürdiges aufgefallen. Eine Frau konnte sich noch vage daran erinnern, wie ihr Ehemann nachts aufstand. Sie nahm an, dass er zur Toilette wollte, und hat weitergeschlafen. Sie hat erst gemerkt, dass etwas nicht stimmte, als sie am nächsten Morgen heruntergekommen ist und festgestellt hat, dass die Haustür offen stand.«

»Sie haben nichts mitgenommen?«

»Nein. Sie haben sich nicht einmal umgezogen«, erklärte

Odgers. »Sie sind weder in Schuhe oder Hausschuhe geschlüpft, noch haben sie einen Mantel angelegt. Ein Mann hat offenbar nur mit einem T-Shirt bekleidet das Haus verlassen. Das macht fast den Anschein, als hätten sie geschlafwandelt.«

»Und anschließend hat man keine Spur mehr von ihnen gefunden?«, wollte Felicity wissen. »Oder Zeugen?«

»Die Polizei hat tatsächlich zwei Zeugen auftreiben können«, räumte Odgers ein. »Um drei Uhr früh haben zwei Obdachlose in Green Park gesehen, wie eines der Opfer über das Gras ging. Sie sagten, der Mann hätte einen Pyjama getragen und die ganze Zeit vor sich hin gestiert. Als sie ihn angesprochen haben, hat er offenbar nicht reagiert.«

»Also scheint etwas sie zu rufen?« Felicity überlief ein Frösteln bei diesem Gedanken.

»Wir wissen nicht, was da vor sich geht«, gab Odgers zu. »Nachdem unsere Analytiker den Trend identifiziert hatten, haben sie nach einer Verbindung zwischen den verschwundenen Menschen gesucht, aber keine gefunden. Der letzte Fall hat sich gestern Nacht ereignet. Ein Mann hat sofort die Polizei angerufen, als er gemerkt hat, dass seine Freundin verschwunden ist. Wir haben umgehend ein Team zu der Wohnung geschickt. Einem der Pawns ist es gelungen, ihrer Duftnote zwölf Meilen weit zu einem Haus hier in der Nähe zu folgen. Dort hatte er auch die Duftspur von zwei anderen Opfern wittern können. Wir vermuten, dass alle Opfer dort sind, aber die Spuren der anderen haben sich seit ihrem möglichen Eintreffen dort entweder aufgelöst oder wurden gewaschen. Sie werden das Haus für uns auskundschaften.«

»Der Grund, warum ich aussehe und rieche wie das Innere einer Mülltonne, ist also ...?«

»Sie sind eine Obdachlose.« Odgers' Blick war auf ihre Aktenordner gerichtet.

»Ich verstehe. Ich nehme an, dass eine obdachlose Frau in diesem Viertel nicht besonders viel Aufmerksamkeit erregt?«

»Wir machen uns weniger Sorgen um die Nachbarn als darum, dass wir den Kidnapper möglicherweise verscheuchen könnten, oder den Beschwörer oder worum es sich auch handeln mag. Das Haus, das Sie auskundschaften, ist angeblich verlassen. Genau genommen, sind alle Häuser in dieser Gasse verlassen. Aber wenn sich dort etwas oder jemand Böswilliges aufhält und Sie entdeckt werden, wird man Sie vielleicht angreifen. Oder ins Haus locken. Andrea Cheng wird zu Ihrer Unterstützung vor Ort sein, aber natürlich würden wir es vorziehen, wenn Sie die Erkundung durchführen und sich zurückziehen könnten, ohne dass irgendetwas passiert.«

»Verstehe«, antwortete Felicity. »Wie viel Zeit habe ich?«

»Da vertraue ich auf Ihr Urteilsvermögen. Ich will die Standardinformationen – Grundriss, Fallen, Präsenz irgendwelcher lebenden Entitäten, alles Ungewöhnliche. Also gut, ich kümmere mich jetzt um Ihr Gesicht.« Sie schmierte Felicity irgendeine Mentholsalbe unter die Nase und dann auch unter ihre eigene. »Das wird Ihnen helfen, Ihren Brechreiz zu unterdrücken. Das hier ist nicht gerade ein Geruch, an den Sie sich gewöhnen sollten.« Sie schmierte rasch eine nach Militärstandard speziell angemischte Schmiere auf Felicitys Gesicht und tupfte die überschüssige Menge mit einem Taschentuch ab.

Als schließlich die angekündigte Anwendung von Urin kam, stellte Felicity erleichtert fest, dass sie damit nicht eingesprüht, sondern eher eingenebelt wurde. Allerdings war die Erleichterung nicht allzu groß, und dann traf sie eine schockierende und irgendwie unerwünschte Erkenntnis.

»Es ist ... Ist das mein eigener Urin?«, fragte Felicity ungläubig.

»Stellen Sie es sich nicht als Urin vor«, riet ihr Pawn Odgers. »Sondern sehen Sie es als eine olfaktorische Tarnung.« Felicity versuchte es, aber es war nur ein geringer Trost.

»Woher haben Sie meinen Urin?«, wollte sie wissen.

»Die Checquy hat Proben von allem von allen«, erwiderte Odgers liebenswürdig. »Erinnern Sie sich daran, dass man während Ihrer Zeit auf dem Anwesen Proben von all Ihren Körperflüssigkeiten und Feststoffen genommen hat?«

»Aber das war doch für wissenschaftliche Forschungen!«, rief Felicity. »Und außerdem ist das schon Jahre her!«

»Wäre Ihnen frischer Urin von irgendjemand anderem lieber?«

Felicity fiel darauf keine angemessene Antwort ein und zupfte an ihrer fettigen Stirnlocke. Odgers hatte ihr so etwas wie Gemüseöl ins Haar geschmiert. Sie wischte sich die Hand an der Jeans ab und zuckte angesichts des Fettfilms auf der schmutzigen Hose zusammen. Dann ging sie durch die Hintertür hinaus.

Und jetzt kehrte sie durch ebendiese Hintertür mit Pawn Cheng zurück. Ihr fiel auf, dass ihr Aussehen in den letzten vier Stunden noch katastrophaler geworden war, falls das überhaupt möglich war. Die Küche war in der Zwischenzeit zu einem kleinen, viel zu engen Kommandozentrum umgewandelt worden. Man hatte den Herd herausgetragen, und an den Wänden waren Baupläne befestigt. Auf dem Tresen und dem Küchentisch leuchteten Laptopdisplays, ein Flachbildschirm stand gefährlich wackelig neben der Spüle. Er zeigte Dreihundertsechzig-Grad-Videobilder vom Äußeren des Hauses.

Der Hauptunterschied jedoch bestand darin, dass hier jetzt überall Leute herumwimmelten. Einige prüften die Etagenpläne an den Wänden, andere hockten auf irgendeiner freien Oberfläche und starteten die Bildschirme an, wieder andere beugten sich über Plastikkoffer und checkten die Pistolen, die glänzend in ihren kleinen Mulden aus Schaumstoff lagen. Felicity musterte sie alle und merkte sich automatisch ihren jeweiligen Standort. Aber eigentlich suchte sie nach sechs besonderen Leuten. Es war nicht schwer, sie zu identifizieren: Die vier Männer und zwei Frauen waren alle in dieselben bedrohlich wirkenden schwarzen Overalls gekleidet, die auch Odgers getragen hatte. Allerdings passten ihre. Sie hatten alle eine exzellente Haltung und unterhielten sich leise miteinander. Einer der Männer machte in einer Ecke gerade einen Spagat, die Knöchel jeweils auf Stapel von Telefonbüchern gelegt.

Alle blickten hoch, als Felicity eintrat. Einen Moment herrschte entsetztes Schweigen, dann erfüllten Gelächter und Spott die Küche. Sie zog den Kopf ein und errötete unter dem Dreck auf ihrer Haut.

»Clements, Sie sehen fabelhaft aus!«, rief eine der Frauen. »Kommen Sie gerade von einem Date, oder sind Sie dahin unterwegs?«

Felicity grinste und hob als Antwort rasch zwei Finger.

»Sie werden es nie zu den Barghests schaffen, wenn Sie immer in diesem Aufzug zur Arbeit erscheinen«, meinte ein groß gewachsener Mann mit gespielter Missbilligung.

»Seien Sie nicht zu hart mit Fliss«, warf ein anderer ein. »Nur weil sie aussieht, als hätte sie Ihren Kleiderschrank geplündert.«

»Ach, er versucht nur zu flirten«, erwiderte Felicity. »Immerhin drückt das hier«, sie deutete auf sich selbst, »alle Knöpfe seiner Fantasie, stimmt's? Wir wissen ja alle, dass er

auf Landstreicher-Pornos steht.« Sie verstummte, als eine kleine rothaarige Frau vor sie trat.

»Pawn Clements, ich kann keinen Unterschied in Ihrer Erscheinung oder Ihrem Geruch zu dem an anderen Tagen feststellen«, erklärte die Frau sachlich.

»Nicht schlecht, Cordingley. Das war durchaus eine amüsante Bemerkung«, sagte Felicity anerkennend. Die Frau nickte. *Sie arbeitet wirklich an ihrem Humor*, dachte Felicity anerkennend. Jemand drückte ihr einen Becher Tee in die Hand, und die Teammitglieder fuhren mit ihren Frotzeleien fort, als sie durch die Küche ging.

Es war alles tröstend vertraut. Sie kannte diese Leute genauso gut wie sich selbst, vielleicht sogar besser. Zwei Jahre arbeitete sie bereits mit ihnen, seit sie ihr Kampftraining absolviert hatte. Damals war sie noch unschuldig, nervös und zögerlich gewesen.

Sie hatten ihr geholfen, sich in einen richtigen Soldaten zu verwandeln. Pawn Gardiner hatte Felicitys Hand gehalten, als sie um ihre Fassung gerungen hatte, nachdem sie ihren ersten Aal-Menschen-Hybriden erschossen hatte. Sie wiederum hatte Pawn Moores Kopf und seinen linken Fuß festgehalten, bis er sich nach einem Zusammenstoß mit einem Sichel-Mann wieder zusammengesetzt hatte. Sie hatte mit diesen Leuten Bunyips in einem Barbakan bekämpft, Horrorgestalten in Hampstead Heath gejagt, war mit ihnen über Acton abgesprungen, durch die Kanäle unter Kensington gekrochen und hatte als Wächterin in Westminster gedient.

Sie alle hatten die besten und schlimmsten Seiten der jeweils anderen gesehen. Felicity hatte sie vollkommen mit Blut bedeckt erlebt, allerdings meistens mit dem von anderen, oder in Bier getränkt. Sie hatte als Ehrenwache an Barnabys Hochzeit teilgenommen und war Patin von Jennings'

Tochter. Es waren nicht einfach nur Kollegen – es waren ihre Brüder und Schwestern im Kampf.

Odgers betrat den Raum, und sofort kehrte Ruhe ein, als alle Haltung annahmen. Dem Chief folgte eine Person, die Felicity nicht kannte. Es handelte sich um einen großen, kräftigen Inder, der etwa so alt sein mochte wie sie, vielleicht auch ein oder zwei Jahre jünger. Er kam ihr irgendwie bekannt vor. *Möglicherweise habe ich ihn auf dem Anwesen gesehen*, vermutete sie.

»Willkommen zurück, Clements. War Ihre Erkundung erfolgreich?«

»Größtenteils schon«, antwortete Felicity.

»Das klingt nicht allzu vielversprechend«, gab Odgers zurück. »Bevor Sie Bericht erstatten, möchte ich Ihnen Pawn Chopra vorstellen.« Sie deutete auf den Inder.

Er ist wirklich appetitlich, dachte Felicity anerkennend.

»Sanjay.« Er trat vor. Felicity schüttelte ihm die Hand. Er hatte lange Wimpern und die Schwielen eines Kämpfers an den Händen.

»Chopra ist ab heute diesem Team zugeteilt«, verkündete Odgers. »Das hier ist seine erste Mission. Er hat gerade das Kampftraining erfolgreich absolviert. Also, Clements, was haben Sie herausgefunden?«

»Ich habe das ganze Haus durchsucht, und natürlich gibt es schlechte Nachrichten, aber glücklicherweise auch ein paar gute. Wie sich herausstellt, brauchen wir uns wegen Zeugen keine Sorgen zu machen, jedenfalls nicht, was das Innere der Bauten betrifft. Sämtliche Reihenhäuser auf der Straße sind vollkommen leer geräumt. In keinem einzigen der Häuser gibt es Möbel, Teppiche oder elektrische Leitungen – und schon gar keine Menschen.«

»Das ist aber kein Persilschein für uns, mit Kanonen und besonderen Fähigkeiten um uns zu schießen«, warf Odgers

nachdrücklich ein. Im Team wurde Enttäuschung laut. »Nicht, solange es nicht angemessen ist. Clements, wie lauten die unvermeidlichen schlechten Nachrichten?«

»Nun, Sir, die vorläufigen unvermeidlichen schlechten Nachrichten lauten, dass an den Häusern einige grundlegende Veränderungen vorgenommen wurden. Flure wurden zugemauert, Löcher in die Wände zwischen den Häusern und an einigen Stellen in die Böden und Decken gehauen. Es sieht aus, als hätte jemand in den Reihenhäusern ein kleines Labyrinth gebaut.« Sie trat zu den Karten an den Wänden. »Es gibt nur einen einzigen Eingang, der nicht zugemauert wurde. Die ganze Häusergruppe ist ein Labyrinth mit jeder Menge tödlicher Fallen. Ich habe Stolperdrähte gefunden, die mit Kästen verbunden sind, deren Mechanismus mir nicht vertraut ist und die mit Phiolen mit mir unbekanntem chemischen Substanzen gefüllt sind.« Sie markierte rasch die Grundrisse und Baupläne und zeigte, wo Veränderungen vorgenommen und Fallen ausgelegt worden waren.

»Kleine Kästen mit irgendeinem Zeug ...«, murmelte Odgers. »Chopra, was sagt Ihnen das?« Ihr plötzlich so schulmeisterlicher Tonfall passte perfekt zu ihrem lehrerhaften Gesicht und ihrer Gestalt.

»Tja, nun, es liegt nahe, dass die Quelle dieser Bösartigkeit wahrscheinlich eine echte Entität ist und nicht irgendein geografisches Phänomen«, antwortete Chopra.

»Was ist die Quelle dieser Todesfallen?«, sinnierte Odgers und wandte sich an Felicity. »Was haben Sie noch gesehen?«

»Jetzt komme ich zu den endgültig unvermeidlichen schlechten Nachrichten«, antwortete Felicity. »Im Zentrum dieser Reihenhäuser befindet sich etwas, das ich nicht sehen konnte. Es ist ein Raum von etwa fünf mal zehn Meter Grundfläche, ein Stockwerk hoch. Ich erwarte, dass dort

unser Ziel ist, zusammen mit der letzten verschwundenen Person. Vielleicht mit allen.«

»Sie konnten es nicht sehen? Was soll das heißen?«

Felicity zuckte hilflos die Achseln.

»Ich konnte es weder sehen noch hindurchblicken. Wie Sie wissen, gibt es ein paar Stoffe, bei denen meine Fähigkeiten nicht funktionieren. Wasser. Zedernholz. Lachs. Luft.«

»Sie glauben, es gibt dort eine Barriere aus Zedernholz?« Odgers runzelte die Stirn. »Oder aus Eis? Oder Lachse?«

»Ich weiß nicht, worum es sich handelt«, gab Felicity zu. »Es könnte auch etwas Neues sein, etwas, worauf ich bisher noch nie gestoßen bin.«

»Das wäre natürlich möglich.« Odgers schien die Aussicht eines rechteckigen Mysteriums nicht sonderlich zu beunruhigen. »Können Sie uns durch dieses Labyrinth führen?«

»Ja«, erwiderte Felicity zuversichtlich.

»Also gut.« Odgers starrte brütend ein paar Sekunden auf die Pläne. »Das gefällt mir nicht«, sagte sie schließlich. »Selbst wenn Sie den Weg durch ein Labyrinth finden, einfach nur, indem Sie hineingehen, begeben Sie sich damit in die Hände des Konstrukteurs.« Sie spitzte die Lippen. »Wir müssen dieses Labyrinth entschlüsseln.« Ihr Blick suchte einen Angehörigen des Hilfspersonals. »Gilly, Sie wurden doch als Architekt ausgebildet, richtig?«

Ihrer Frage folgte eine intensive Konversation. Alle möglichen Leute traten an die Pläne und kritzelten, begleitet von missbilligenden Lauten, in den Zeichnungen der anderen herum. Eine neue Nomenklatur bildete sich heraus: Man begann, den Feind als »Hausbesetzer« zu titulieren, und das »Rechteck des Mysteriums« wurde zum REDEM. Alle möglichen Experten der Checquy wurden kontaktiert und nach den Eigenschaften gewisser Baumaterialien befragt. Schließ-

lich einigte man sich auf einen Plan. Und nur zwei Personen sprachen anschließend nicht mehr miteinander.

»Gut«, erklärte Odgers. »Ich setze die Rookery über die Lage ins Bild und ersuche um Erlaubnis, mit der Infiltration zu beginnen. Ich will, dass alle in acht Minuten bereit sind abzurücken.«

»Ist das eine Rettungsaktion, Sir?«, erkundigte sich Jennings.

»Das hängt davon ab, was wir finden«, antwortete Odgers grimmig. »Also gehen Sie schnell vor, aber korrekt.«

Das Team machte sich an die Arbeit. Alle wussten, was ihre Rolle war. Das Hilfspersonal drückte sich an die Wände und gab den Soldaten in der Mitte der Küche Raum, sich zu bewegen. Die Teammitglieder legten ihre dichte schwarze Rüstung an.

Felicity streifte ihre schmutzige Kleidung ab und warf sie in einen Plastikmüllsack, den einer vom Hilfspersonal ihr aufhielt. Pawn Chopra errötete und senkte den Blick, als er Felicity in ihrer Unterwäsche sah. Aber die anderen reagierten nicht, und Felicity sagte sich, dass sie das nicht kümmerte. *Wenn du gesehen hast, wie jemand weint und kotzt und duscht und scheidet, und er dasselbe bei dir gesehen hat, dann hast du keine Scheu mehr vor ihm.* Es gab kein einziges Mitglied des Einsatzteams, das sie nicht schon einmal nackt gesehen hatte, allerdings noch nie bei einem Erholungsurlaub.

Trotzdem ... sie hätte sich irgendwie gewünscht, dass Chopras erster Eindruck von ihr nicht ausgerechnet einer in praktischer Unterwäsche gewesen wäre, das Gesicht mit einer *Essence des excréments* eingeschmiert.

»Also gut, ziehen wir uns die Schuluniform an!«, stieß sie hervor. Einer ihrer Teamkameraden auf der anderen Seite des Raums schob ihr mit dem Fuß einen Plastikbehälter mit Felicitys Namen darauf zu. »Danke.«

Als Erstes legte sie einen Bodysuit aus dünnem Stretchmaterial mit eingearbeitetem Sport-BH an. Dann einen schwarzen Overall. Felicity rieb sich Vaseline auf die Füße, bevor sie ihre Techno-Socken anzog. Dann stieg sie in die großen Kampfstiefel und schnürte sie fest zu. Darüber kam der gepanzerte Kampfanzug, der bei ihrem Abschied vom Anwesen für sie maßgeschneidert worden war. Er hatte Hartplastikschiene an den Schienbeinen und Unterarmen und einen Brustpanzer, der allerdings keinerlei Rücksicht auf ihr Geschlecht nahm. Sie fuhr nachdenklich mit den Fingerspitzen über die Scharfen auf dem Material. Der Panzer war mit kleinen Mulden und Dellen übersät, und eine ätzende Flüssigkeit hatte einen matten Fleck auf der Oberfläche hinterlassen.

»Handschuhe?«, fragte ein Helfer.

»Die fingerlosen«, sagte Felicity und zog sie aus der Plastiktruhe. »Ich muss in der Lage sein, sofort Hautkontakt herzustellen.« Es war nicht ungewöhnlich, dass die Soldaten der Checquy ihre Kleidung ihren individuellen Bedürfnissen anpassten. Zwei andere Soldaten trugen gar keine Handschuhe. Gardiners Rüstung war vollkommen weiß, während die von Jennings aus auf Hochglanz poliertem Mahagoni zu bestehen schien. Cordingley trug keinen Helm, Barnaby hatte sich einen mit Dornen besetzten Morgenstern mit einem Klettband an den Schenkel gebunden. Außerdem hatte sie den ganzen rechten Ärmel ihres Overalls abgetrennt; ihr Arm war klein, aber muskulös. Buchanan hatte nur den Overall angezogen und dazu ein paar leichte Baumwollturnschuhe.

Jemand schob Felicity einen Helm mit einem transparenten Visier über den Kopf, und sie schärfte sich ein, das Innere des Helms nach dem Einsatz unbedingt zu shampooen. Sie dehnte sich ein wenig, um sich zu überzeugen, dass ihre Ausrüstung richtig saß.